
GERHARD TRAPP
ALENA KOVÁŘÍKOVÁ

Bitteres Böhmen.

Zu Johannes Urzidils Erzählung *Die Frau mit den Handschuhen*

Im Rahmen der seit 1916 veröffentlichten über 70 Erzählungen Urzidils markiert Die Frau mit den Handschuhen eine Endphase, in welcher der im New Yorker Exil lebende Autor wieder verstärkt seine böhmische Herkunft thematisiert. Seine liebevolle und zugleich äußerst präzise Hinwendung zum eigenen familiären Hintergrund, authentisch oder fiktional, dient nicht einer verklärend-nostalgischen Rückschau, sondern deckt gravierende Probleme und Defizite im individuellen wie im gesellschaftlichen Leben seiner Protagonisten in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. Der viel spätere Verlust der Heimat wurzelt, so eine mögliche Deutung, bereits hier im Scheitern von Liebe und Kommunikation zwischen konkreten Personen ebenso wie zwischen sozialen und nationalen Gruppen.

I

Diese Erzählung *Die Frau mit den Handschuhen*, die vorletzte im Werk Urzidils¹, fällt schon prima vista durch ihren Umfang und die Umstände ihrer Entstehung und Veröffentlichung aus dem Rahmen seiner früheren Prosa. Der Dichter beendete den Text als Manuskript am 29.9.1969² und äußert sich selbst hierzu in einer Briefkarte, die er am 27.12.1969 aus New York an Thilde Hoppe in Heidelberg schickte, die, selbst aus Eger [Cheb] stammend, mit den Örtlichkeiten der Erzählung vertraut war und mit Urzidil in Briefwechsel stand:

Immer, wenn ich Ihrer gedenke, sehe ich Weseritz [Bezdrůžice] im Dezember-Schnee vor mir, höre den hellen gellenden Lokomotiv-Pfiff über der Landschaft, gedenke der schönen Sommerwege rundum, zum Radicher Berg, zum Loewensteinschen Tiergarten, zur Ruine Guttenstein usw. Ich habe übrigens dieses Jahr eine neue längere Erzählung aufgrund meiner Familiendokumente, die sich hier befinden, geschrieben.

¹ Die letzte, 1970 niedergeschriebene Erzählung *Von Odkolek zu Odradek* findet sich ebenfalls in URZIDIL 1971.

² Vorwort zu der Erzählung, S. 239.

Die Hauptpersonen sind meine Vorahren, Arzt, Goldschläger, Lehrer und ihre Weiber³, die in Weseritz und Schippin [Šipín] lebten. Die Erzählung ist im handschriftlichen Konzept fertig, etwa 80 Seiten lang, muß aber noch ins Reine geschrieben und umstilisiert⁴ werden. Es ist eine symbolische, in die Abgründe der menschlichen Leidenschaften niedersteigende Erzählung.“⁵

Im Manuskript fand sich als Untertitel *Kalendergeschichte*, den der Verlag fallen ließ, wohl in der nachvollziehbaren Befürchtung, dass damit ein zu starker Akzent auf volkstümlich-didaktische Tendenzen traditioneller Kalendergeschichten, etwa in der Art Johann Peter Hebels, gesetzt würde. Im übrigen erscheint der Text in der unveränderten Form des Manuskripts. Inwieweit Urzidil in die Textgestalt noch redigierend eingegriffen hätte (er starb am 2.11.1970 auf einer Lesereise in Rom) bleibt ungewiss. Zweifellos übt aber die vorliegende, nicht vollständig geglättete Fassung in ihrer ursprünglichen erzählerischen Energie eine ganz eigene ästhetische Wirkung auf den Leser aus.

Im New Yorker Exil hatte Urzidil zunächst seine böhmischen Erzählungen zu Papier gebracht: 1956 *Die verlorene Geliebte*, 1960 das *Prager Triptychon*, 1962 Das *Elefantenblatt*, mit der Ausnahme seines in den USA spielenden einzigen Romans *Das große Halleluja* (1959). In seinen späteren, seit 1964 im Zürcher Verlag Artemis publizierten Erzählensammlungen mischen sich amerikanische und böhmische Schauplätze, nach 1967 wendet sich sein Interesse dominierend wieder seiner böhmischen Heimat zu, den wesentlichen Motiven seines Erzählens. Jene Heimat war damals wie viele andere östliche Territorien jenseits des Eisernen Vorhangs unzugänglich geworden, weitgehend aus dem Bewusstsein westlicher Gesellschaften verschwunden und dem Vergessen anheim gegeben. Gerade mittels seiner genealogischen Optik bewahrte Urzidil den böhmischen Kulturraum diskursiv im europäischen Gedächtnis. Fern jeder nur sentimental oder nationalistischen ‚Heimatliteratur‘ wurden diese Erzählungen ins Französische, Italienische sowie in andere Sprachen und seit 1985 auch ins Tschechische übersetzt.

Urzidils literarisches Werk ist stark (auto-)biografisch geprägt, wobei man jene Erzählungen, die in der eigenen Familiengeschichte der väterlichen Linie liegen, als Zentrum seines gesamten Schreibens wird ansehen können. Seine häufig gewürdigte Präzision und Tiefenstruktur bei der Darstellung historischer Vorgänge

³ „Weiber“ hier nicht pejorativ zu verstehen, sondern entsprechend dem Sprachgebrauch der erzählten Zeit um 1840.

⁴ „umstilisiert“: im heutigen hochdeutschen Sprachgebrauch als „ausgefeilt“ oder „ausformuliert“ zu lesen.

⁵ Ich danke Thilde Hoppe für die Überlassung des Schreibens und für etliche Hinweise.

oder Ereignisse, authentisch oder fiktional, seine Fähigkeit zur ‚Mnemopoetik‘, der intuitiven Verfügbarkeit genau verorteter Bilder, führen zu einer topografischen Hermeneutik, die zeittypische Ausgestaltung individueller Lebensläufe ebenso umfasst wie die kulturelle und soziale Physiognomie eines Raumes (Prags oder Böhmens im 19. und 20. Jahrhundert). Im Aufdecken und in der Darstellung solcher Erinnerungsspuren vergewissert sich der Autor seiner eigenen Abkunft und Identität, auf dem Hintergrund seines zum Dauerzustand gewordenen Exils schlechthin eine Frage des physischen und geistigen Überlebens.

Im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts setzte sich der aus amerikanischen Untersuchungen entstandene Begriff der „mental map“ (vgl. SCHLÖGEL 2006: 243), also einer mentalen Landkarte, auch in Europa durch und bezeichnet eine Art Speicher im Kopf, der topografische Bilder und Eindrücke sammelt und unter bestimmten Voraussetzungen freisetzt. Urzidil schreibt mit solcher ethnografischer Akkuratess, denkt man nur an seine Schilderungen von böhmischen Häusern, Dorfkneipen, Landschaften, Bräuchen, Essgewohnheiten, Kleidung etc., belebt von diversen skurrilen Persönlichkeiten aus unterschiedlichen sozialen Schichten, aus engstem Familienkreis (z.B. sein Vater oder seine Stiefmutter) oder aus weitläufiger Verwandtschaft und Bekanntschaft: authentische, fiktionale oder ‚gemischte‘ Figuren. Vladimir Nabokovs bekannter Satz: „Ein Dichter liebkost die Einzelheiten“ findet bei Urzidil vielfache Bestätigung, ihre Fülle legitimiert Handlungen und Personen.

II

Auf diesem, hier nur knapp skizzierten Hintergrund, nimmt *Die Frau mit den Handschuhen* eine prominente Position ein.

Die Erzählung verfolgt die Lebensläufe von Urzidils Großvater (der väterlichen Linie) Johann Nepomuk Urzidil, geboren am 20. 8. 1813 in Holleischen [Holyšov], gestorben am 21.12.1894 in Haid [Bor], und seiner Ehefrau Barbara Hainl, geboren am 16.6.1814 in Weseritz [Bezdružice], gestorben am 1.8.1900 in Turnau [Turnov]. Die Eheschließung erfolgte am 28.10.1845 in Weseritz, aus der Ehe gingen 5 Kinder hervor, von denen zwei nach der Geburt starben. Familiengeschichtlich vernetzt ist unsere Erzählung mit anderen aus der Feder Urzidils: Therese Urzidil (1847-1920), Tochter von Johann Nepomuk und Barbara Urzidil, somit Tante des Autors, figuriert in der Erzählung *Die Rippe der Großmutter* (vgl. URZIDIL 1966: 213-265), sein Vetter Josef, Sohn der zweiten Tochter von Barbara, Aloisia Urzidil (1854-1922), spielt eine tragende Rolle in den Erzählungen *Flammende Ferien* (vgl. URZIDIL 1956: 55-80) und *Morgen fahr ich heim* (vgl. URZIDIL 1968: 177-222), und schließlich kennen wir das dritte überlebende Kind, Josef Urzidil (1854-1922), Vater von Johannes Urzidil, aus mehreren Erzählungen, vor allem aus *Stief und*

Halb (vgl. URZIDIL 1956: 35-53) und der Erinnerung *Väterliches aus Prag* (vgl. URZIDIL 1969: 5-29, zuerst in HÄRTLING 1968: 30-39).

Der Autor selbst weist in merkwürdiger Durchbrechung der historisch orientierten Erzählperspektive (Er-Form) in unvermittelter Ich-Form auf diese horizontalen und vertikalen familiären Querverbindungen in seinen Erzählungen hin (vgl. URZIDIL 1971: 272f.) – möglicherweise hätte er diesen an Eigenwerbung erinnernden Einschub bei einer Endkorrektur getilgt, zumal er sich schon vorher als „Berichterstatter, ein späterer Enkel jenes Johann“ (URZIDIL 1971: 244) offenbart hatte. Die Erzählung führt den Leser mit scharf profiliertem Einstieg unmittelbar in die Lebenswirklichkeit des Großvaters Johann Urzidil ein:

Am 31. März 1831 um zwei Uhr nachmittags stand ein siebzehneinhalbjähriger Jüngling mit einem Bündel und einer Papierrolle in der Hand im kühlen Nachmittagswind auf den von Giebelhäusern umkränzten Marktplatz des westböhmisches Städtchens Plan, nahe dem vor kurzem gegründeten Marienbad. (URZIDIL 1971: 241)

Wir werden zunächst Zeugen von Johannes ersten Schritten auf dem Weg zu einer Lehrerstelle, was ihm durch ein gutes Abgangszeugnis der Hauptschule in Plan [Planá] ermöglicht wurde. Aus armen Verhältnissen kommend, erlangt er eine Beschäftigung beim Kaplan Wondraschek in Michelsberg [Michalovy Hory], wo er neben dem Unterricht in sämtlichen Fächern einer einklassigen Schule mit bis zu vierzig Schülern in fünf Stufen auch an Sonn- und Feiertagen die Orgel in der St.-Annen-Kirche zu spielen hat. In einem winzigen, kärglich ausgestatteten Raum, der von der Leichenkammer der Pfarrei nur durch eine Bretterwand getrennt ist, findet Johann Unterkunft. Alte Kleidung konnte er von seinem eben verstorbenen Vorgänger übernehmen, entlohnt wurde er mit zwei Gulden monatlich und erhielt zu Schulbeginn und an Feiertagen Lebensmittel von Bauern und anderen wohlhabenderen Schülereltern. Wie in jener Zeit üblich, musste Johann auf Weisung seines Arbeitgebers, des fürsterzbischöflichen Konsistoriums in Prag, häufig die Schule wechseln. So wanderte er in den folgenden Jahren im Umkreis von Plan und Mies [Stříbro] durch sechs weitere Orte, bis er nach 1840 in das im Tepler Hochland gelegene Weseritz [Bezručice] kommt, wo sein Lebensweg eine neue Wendung nimmt. Der Erzähler markiert hier eine deutliche Zäsur.

Urzidil profiliert die sich herausbildende Persönlichkeit seines Großvaters auf eindrucksvolle Weise. Dabei kamen ihm gute Ortskenntnisse im südlichen Egerland zu Nutze, die er dort schon als Kind bei häufigen Aufenthalten unter kenntnisreicher Führung seines Vaters Josef Nepomuk Urzidil sammeln konnte, der selbst in Schippin [Šipín] geboren wurde. Der Autor hält sich eng an die historisch-biografischen

Fakten, die fast gänzlich dokumentarisch nachweisbar sind und bettet sie in ein Netz von höchst präzisen kultur- und sozialgeschichtlichen, kunsthistorischen und theologischen Beobachtungen, woraus ein realistisches, nicht-psychologisierendes Erzählen resultiert, das den heranwachsenden Lehrer Johann in seinem damaligen sozialen Umfeld deutlich situiert. So konstatiert er auch die fließenden Grenzen zwischen Deutschen und Tschechen hinsichtlich von Orts-, Flur- oder Familiennamen, die im Lauf der Zeit ihre Eindeutigkeit verloren hatten:

Der geistliche Herr [Wondraschek] war ja wohl, wie der Name besagte, ein Tscheche oder stammte vermutlich aus dem Tschechischen, was aber nichts bewies, denn er selbst, Johann, und seine Familie hatten ja auch einen tschechischen Namen [Urzidil] und lebten im tschechischen Holleischen und waren doch immer deutsch gewesen. Das ging in Böhmen überall durcheinander. (URZIDIL 1971: 246f.)

Vor dem Auge des Lesers entsteht so das behutsam gezeichnete Bild Johanns als eines bescheidenen, fleißigen und fügsamen jungen Mannes, der vor allem in seiner pädagogischen Tätigkeit mit wachsendem Erfolg und Geschick wirkt, weil er seinen Schülern mit Liebe und Strenge gegenübertritt. Der musisch hochbegabte Johann spielte nicht nur die Orgel, sondern auch Geige, Flöte und Kontrabass. Daneben entwickelte er Unterrichtsmaterialien zum Rechnen, zur Sprachlehre oder zur Landeskunde.⁶ Sein Ruf als ungewöhnliches Talent war so gefestigt, dass Johann noch etwa 100 Jahre später in einer Chronik in Bezug auf seine spätere Lehrtätigkeit in Schippin folgendermaßen gewürdigt wurde: „Der erste Lehrer war Vitus Schreil aus Weseritz. Unter den Nachfolgern verdient Johann Uřidil [der Name hier in tschechischer Schreibweise] Erwähnung. Er war ein glänzender Musiker und besaß ungewöhnliches Lehrgeschick“ (LERCH 1998: 196).⁷

Zwar schreibt Urzidil diese wie viele andere seiner böhmischen Geschichten mit unverkennbar nostalgischer Grundierung, wobei der Rückblick aus der Metropole New York in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ihm Anlass genug bot, den ruhigen Fluss des Lebens in den gesicherten Traditionen eines aufgeklärten Feudalismus zu würdigen, der zumal auf dem Land noch mit gesicherten religiösen Glaubensinhalten einherging. Dennoch wird eine solche Darstellung bei ihm ganz und gar nicht zu einer biedermeierlichen Idylle stilisiert, sondern als historische Epoche realistisch verstanden:

⁶ Diese Materialien sind erhalten geblieben und befinden sich im Nachlass von Johannes Urzidil am Leo-Baeck-Institute in New York.

⁷ Johann Urzidil wird auch in einem Aufsatz des Genealogen Oswald Frötschl erwähnt (vgl. FRÖTSCHL 2001: 117-120).

Dann gab es in den Dörfern die verbindenden Mächte des Geredes und der allen bekannten, aber niemals offen ausgesprochenen Untaten, es gab die Treuebrüche, die Unehelichkeiten, die blutschänderischen Geheimnisse, die sieben Todsünden in allen Varianten, es gab die Narren, die heulten, grell lachten oder irre dahinsangen auf den Fluren, es gab den Aberglauben, den übriggebliebenen Hexenglauben, die Heuchelei, die Frömmelei. (URZIDIL 1971: 257f.)

Auch Johann selbst wird nicht idealisiert, der Autor deutet Defizite an, die sich später verhängnisvoll auswirken sollen. Johann findet keinen Weg zum anderen Geschlecht, wird schon früh von den Mädchen abgewiesen, die sich über sein Aussehen lustig machen. Er kompensiert solche Niederlagen in der Welt der Musik, in intensiver Lektüre (Adalbert Stifter) und eben in seiner pädagogischen Arbeit. Alles in allem entsteht so das Porträt eines begabten, sensiblen aber auch introvertierten jungen Mannes.

Die Erzählung erreicht einen Wendepunkt, als Johann in Weseritz der „Tochter des Chirurgus Wenzel Hainl“ (URZIDIL 1971: 264) begegnet. Detailliert wird der Leser mit der familiären und beruflichen Geschichte des Arztes bekannt gemacht, der ein Stipendium des Fürsten Carl zu Löwenstein-Wertheim für ein Studium der Theologie dazu verwandte, in Prag Medizin zu studieren, was der Fürst ihm aber verzieh und ihm die Stelle eines Arztes auf seiner Herrschaft Weseritz einräumte. Aus der Ehe von Dr. Hainl, verheiratet mit der wohlhabenden Tochter eines Goldschmieds, geht Barbara hervor, die in großbürgerlichem Wohlstand aufwächst. Die mittlerweile fast Dreißigjährige ist dennoch unglücklich und zunehmend verbittert, weil sie in dem kleinen Ort keinen standesgemäßen Ehemann findet. Als Johann dort eintrifft, ergreift sie entschlossen die Initiative, auch wenn er als Grundschullehrer nicht unbedingt ihrem sozialen Rang entsprach. Johann, etwa gleichaltrig, kommt ihrem Werben zögerlich aber nicht ablehnend nach; er ist beeindruckt von einer quasi-feudalen Lebenswelt, die er jetzt kennenlernt, und Barbara versteht es geschickt, ihn in ihre Nähe zu ziehen.⁸

Dabei setzt der Erzähler eine Reihe deutlicher Signale destruktiver Charakterzüge Barbaras: „Doch hatte sich in ihrem Gesicht kurz nach dem fünfundzwanzigsten Geburtstag ein gewisser grausamer Zug eingenistet, den allerdings selten jemand bemerkte und den sie mit wollüstigen Blicken zu umschleiern verstand“ (URZIDIL 1971: 268). Kalte Gefährlichkeit wird in einer Szene grell beleuchtet, als Barbara den

⁸ Biografische Daten zu Barbara überliefert der Heimatforscher Sven Müller, dessen Mutter aus Weseritz stammte und mit der Familie Hainl verwandt war. Müller bezeichnet Barbara als seine „Altgroßtante“; vgl. die Website *Genealogie Sven Müller*. Er gibt außerdem einen Text von Anton Wanka über *Die Dokter-Bärbel aus Weseritz* wieder (WANKA 1984).

Pferdejungen ihres Vaters mit der lügenhaften Begründung bis aufs Blut auspeitscht, er habe sich an ihr vergreifen wollen. In seiner Naivität misst Johann diesem Verhalten keine Bedeutung bei, will solche Störfaktoren vermutlich auch nicht wahrnehmen. In dieser Phase der Erzählung nimmt der Autor einen Namenswechsel vor: aus Johann wird „Hansef“ (URZIDIL 1971: 269), eine Kontamination aus Johann und Josef, dem Vornamen des Vaters. Einen zufälligen Lapsus im Manuskript wird man hierin nicht sehen können, da Urzidil die Bezeichnung Hansef von hier an bis zum Ende durchgängig beibehält. Eine mögliche Lesart, wonach Hansef sich aus seiner Identität des früheren Johann löst, ist wenig überzeugend – eine stichhaltige Motivation für den Namenswechsel ist nicht erkennbar.

So schlittert Hansef 1845 in den von Barbara sorgsam kalkulierend mit dem „teleologischen Text“ (URZIDIL 1971: 272) eines Ehevertrags vorbereiteten Ehestand und „redete sich sogar ein, dass er die Barbara Hainl liebe, die nunmehr seinen Namen tragen würde und daher auch ihn lieben würde“ (ebd.). Drei Jahre später übernimmt er die Lehrerstelle im nahe gelegenen Schippin [Šipín]; Wohnort des Ehepaars bis 1860. Der Weiler, in dominierender Höhenlage umgeben von ausgedehnten Fluss- und Waldlandschaften, bestand zur Zeit von Hansefs Tätigkeit aus Kirche, Pfarrhaus, Forsthaus, Gasthaus und Schule und geht zurück auf eine im 14. Jahrhundert errichtete Wallfahrtskirche, die 1709 renoviert wurde und der hl. Barbara geweiht ist – die Wallfahrten galten einer Heilquelle in unmittelbarer Nähe.

Die erste Schule wurde 1788 für die Kinder der umliegenden Orte erbaut, 1893 erneuert und bestand bis 1946. Zwischen 1956 und 1967 wurde sie nochmals in Betrieb genommen und dann endgültig aufgelöst.⁹ Schippin hat sich bis in unsere Tage fast unverändert erhalten, die Kirche und das ehemalige Pfarrhaus sind neu renoviert. Schippin besetzt auch an anderer Stelle im erzählerischen Werk Urzidils, in der Erzählung *Der letzte Gast* (vgl. URZIDIL 1962: 189-206), den Ort eines verlorenen Paradieses, eines im klassischen Sinn ‚locus amoenus‘, zusammen mit dem allein ebenbürtigen Glöckelberg [Zadní Zvonková] im Böhmerwald.¹⁰

Wie kaum anders zu erwarten, führt die Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Ortes die Ehe in eine sich verschärfende Krise. Der Erzähler deutet vielerlei Affären Barbaras mit sozial weit unter ihr stehenden Bauern, Holzknechten oder Handwerkern an, denn „vom vierzigsten an wurde sie immer wilder und gieriger

⁹ Diese und andere Informationen verdanken wir RNDr. Jiří Cais, Pilsen/Schippin.

¹⁰ Hier befindet sich seit einigen Jahren ein kleines Museum zur Geschichte des 1948 geschleiften Ortes und eine Dokumentation der häufigen Aufenthalte Urzidils zwischen 1933-1937; vgl. die Website *Museum Johannese Urzidila*.

und fand sehr bald Wege, alle Dörfer und besonders Einschichten der Umgebung unsicher zu machen“ (URZIDIL 1971: 275). Hansef, dem ihre Seitensprünge zu Ohren kommen, schweigt dazu und „betäubte sich mit Vertrauen“ (URZIDIL 1971: 277). In für seine Prosa kennzeichnenden girlandenartig ineinander greifenden Episoden schildert Urzidil eine bäuerlich-bürgerliche Umwelt, die auch den Klerus miteinschließt:

Daß es der Kralowitzer Tischler, der eine jahrelang bettlägerige Frau hatte, mit der Hausmagd trieb, wäre noch hingegangen, dass er aber mit dieser Magd neben seiner Frau im Ehebett schlief und diese seinem Treiben zusehen ließ, das schien schon ziemlich arg, obwohl die Frau, als sie einmal der Pfarrer besuchte, getrost davon erzählte und nichts dagegen einzuwenden hatte, ja sogar beichtete, dass sie den Anblick genussreich fand, was ihr als einzige Sündhaftigkeit bei der ganzen Geschichte erschien. (URZIDIL 1971: 276f.)

In ähnlicher Weise situiert er die Handlung in die Zeitgeschichte um 1848, die politischen Ereignisse, den Modernisierungsschub durch die Eisenbahn, die Entwicklung in den Großstädten Prag oder Wien. Von all dem scheint Schippin wenig berührt, allenfalls durch das demonstrative Verhalten Barbaras, die im Osterhochamt nach neuester Mode gekleidet mit Pleureusenhut und Krinoline auftritt und damit einen Skandal hervorruft. Erstmals stellt Hansef sie zur Rede, ohne Erfolg, denn er selbst ist in hohem Maß verunsichert und fürchtet, sich in der Öffentlichkeit lächerlich zu machen, obwohl alle längst Barbaras Affären vom Hörensagen kennen. Sie hatte drei Kinder zur Welt gebracht, mehrere Schwangerschaften endeten mit Totgeburten. Ob oder wann er hier jeweils als Vater in Betracht kam, wusste Hansef keineswegs. „Mater certa, pater est quem nuptiae demonstrant“¹¹, zitiert der Autor. In den Augen ihrer einfachen Mitbürger, in kirchlichen und traditionellen Vorstellungen und Bräuchen lebend, wird Barbara zu einem hexenhaften Wesen, „energische Mächte der Vernichtung“ (URZIDIL 1971: 286) verkörpernd. Urzidil reflektiert intensiv die Gleichzeitigkeit von Gut und Böse und deren konträre Magie.

Diese Darlegungen zusammenfassend, trifft es für Urzidils gesamtes Werk zu, dass er in seinen Figuren Gut und Böse nicht psychologisch deutet, sie vielmehr theologisch oder ontologisch als Grundkonstanten menschlichen Lebens sieht. Die gesellschaftliche Ordnung, ob gelenkt durch religiös-kirchliche Traditionen oder durch säkulare Gesetzgebung wird immer wieder durchbrochen von der Gewalt des Bösen, in unserem Kontext in Form einer zügellosen, zerstörenden Sexualität

¹¹ Frei v. Vf. übersetzt: „Die Mutter ist sicher, Vater ist, wen die Hochzeiten präsentieren“.

der Frau, was Urzidils durchaus patriarchalischem Frauenbild entsprach, das die historische Figur der Barbara fraglos dämonisierte.

Im Juni 1858 kommt es zu drei Mordfällen: ein Bauer wird in der Ruine Guttenstein aufgefunden, der Müller der Marasenmühle und ein Heger des Pokeslaver Forsthauses werden umgebracht. Alle enden auf grausame Weise und sind durch Bisswunden entstellt. Die zu Witwen gewordenen Ehefrauen finden nach einiger Zeit jeweils einen „Tontopf mit zehn Silbergulden“ (URZIDIL 1971: 294) vor ihrer Tür. Hand in Hand mit diesen Vorfällen beschreibt der Autor einen tiefgehenden Wandel in der Persönlichkeit Barbaras. Sie legt ihr arrogantes Auftreten ab und gerät offenbar in eine schwere Depression: „Ihr Schluchzen und Weinen wurde ein Teil ihres Lebens“ (URZIDIL 1971: 295). Sie murmelt ständig Gebete vor sich hin, geht regelmäßig zur Beichte nach Weseritz und sorgt sich nun um arme Häuslerkinder. Hansef nimmt dies alles wahr, ohne zu verstehen, was in ihr vorgeht, ohne jemals mit ihr in einen wirklichen Dialog einzutreten:

So lag er neben ihr allein in der Finsternis der Nächte und wartete stundenlang dem Schlaf zu, lauschte auf den Atem der Kinder aus der Nebenkammer und überlegte, ob er, wie er lebe, glücklich oder nicht eigentlich doch eher unglücklich sei, erschrak, wenn sie auffuhr aus ihrem gesonderten Wachen, denn sie kam ja zu keinem Schlaf, und wenn sie zuweilen zu beten begann „Herr, erbarme dich meiner, Herr erhöre mich, Herr erbarme dich“. „Was hast du denn?“ fragte er sie ein einziges Mal. Er entzündete eine Kerze und fragte: „Was ist es?“. Aber sie sagte nur: „Wen fragst du? Du weißt ja gar nicht, wen du fragst.“ (URZIDIL 1971: 300)

Zwar wird Barbara vom Erzähler nicht direkt als Mörderin bezeichnet, dennoch evoziert die Darstellung des Geschehens diesen Verdacht in erheblicher Weise.

Die Erzählung erreicht ihren Kulminationspunkt im Geschehen um eine Kindstaufe, wobei die Kindsmutter Barbara dringend darum gebeten hatte, die Patenschaft für ihre neugeborene Tochter zu übernehmen, die nach der Patin auch den Namen Barbara tragen sollte. Ironische Trinität des Namens: Hansefs Frau, der Täufling, die hl. Barbara, Schutzpatronin der Schippiner Kirche! Barbara sträubt sich lange, diesem Wunsch nachzukommen, weil sie daran zweifelt, dem Kind im christlichen Sinn eine gute Patin zu sein und streitet darüber mit Hansef: „Weißt du noch immer nicht, wie schlecht ich lüge? Siehst du nicht, dass die Wahrheit mein Unglück ist?“ „Die Wahrheit ist niemandes Unglück“, widersprach Hansef“ (URZIDIL 1971: 302). Schließlich gibt sie dem Druck Hansefs nach und willigt in die Patenschaft ein.

Urzidils Darstellung der festlich arrangierten Taufe zeigt ihn auf der Höhe eines metaphorischen Realismus, der sich vorbehaltlos einer reichen, subtilen und

zugleich kraftvollen Sprache anvertraut. In dem Augenblick, als Barbara unter dem Gesang des von Hansef geführten Kinderchors ihr Patenkind über das Taufbecken hält und beginnt das „Vater unser“ zu murmeln, verfärbt sich der Säugling „kobaldblau“ (URZIDIL 1971: 305) und stirbt, ohne dass die Taufe vollendet wurde. Die Taufgesellschaft verlässt in Panik die Kirche, Hansef trägt die neben dem Taufstein zusammengesunkene Barbara zurück ins Haus, erfüllt von tiefstem Entsetzen, als er bemerkt, dass auch Hände und Arme Barbaras die blaue Farbe des toten Kindes angenommen hatten.

Die Dramaturgie der Erzählung führt hier zu einem vorläufigen Höhe- und Endpunkt und lässt uns Raum für einige allgemeine Beobachtungen. Der Tod des Täuflings, medizinisch als „Plötzlicher Kindstod“ mit Kreislaufkollaps, Herzstillstand und Lungenembolie erklärbar, meint aber nicht nur eine persönliche Familientragödie, sondern symbolisiert die innerweltliche Macht, ja den Sieg des Bösen auch in historischer Perspektive. In nahezu sämtlichen Texten Urzidils ist der Tod in auffallender Weise präsent und Gegenkraft der Liebe, die sich nur schwer behaupten kann. Da Urzidils literarisches Werk, wie schon erwähnt, fast ausschließlich nach dem Zweiten Weltkrieg im New Yorker Exil entstand, ist es nahe liegend, sein Todesbild auch als Reaktion auf das kollektive Sterben in Krieg und Holocaust zu lesen, von dem er auch familiär direkt betroffen war.

Ein anderes Kennzeichen seiner Prosa ist die enge Verbindung von authentischen und fiktionalen Elementen.¹² So finden wir auch hier die Erzählhandlung eingebettet in einen mit höchster Präzision ausgestatteten raum-zeitlichen Rahmen, dessen Angaben zu Orten und Daten weitestgehend objektiv verifizierbar sind. Dennoch wahrt sich der Autor fiktionalen Spielraum bei der Ausgestaltung, wozu uns ein eindrücklicher Beleg zur Verfügung steht. Im Zusammenhang mit den Barbara zugeordneten Morden, für die sich bislang keinerlei biografischer Nachweis hat erbringen lassen und die fraglos fiktiver Natur sind, erwähnt der Autor den „Heger des Pokeslaver Forsthauses, der durch eine Kugel aus seinem Gewehr ins Herz getroffen war“ (URZIDIL 1971: 291f.). Diese Information hat Urzidil, dem die Örtlichkeit durch häufige Aufenthalte vertraut war, mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit einem Gedenkstein entnommen, der am Fußweg zwischen Schippin und Pokeslav aufgestellt worden war.¹³ Er trägt die Inschrift: „Am 16. August 1927 verunglückte Engelbert

¹² Authentizität ist keine ästhetische Kategorie und sagt allein wenig über die literarische Qualität eines Textes aus, die erst im Funktionszusammenhang diverser Komponenten entsteht.

¹³ Der Stein wurde nach 1945 umgestürzt und renoviert 2001 wieder an alter Stelle aufgerichtet.

Schuster, Herrschaftl. Revierheger – Wanderer stehe still und bete!“ Man vermutet heute, dass es sich um den Racheakt eines ertappten Wilderes gehandelt hat.¹⁴

Die letzte Phase der Erzählung führt uns zunächst in die kleine Stadt Haid [Bor], wo Hansef bis zu seinem Tod im Dezember 1884 unterrichtete. Barbara lebt vereinsamt in ihrem Haus am Marktplatz:

Sie saß starr im Fenster, und wer sie nicht kannte, wusste nicht, ob er ein Bild, eine Statue oder eine Kleiderpuppe sah. Sie genoß im Ort Respekt, denn alle in Haid waren überzeugt, sie sei reich, aber obwohl niemand von ihrem angeblichen Reichtum etwas hatte, wurde sie doch deshalb respektiert, wie immer sie sich auch verhielt. Sie ging selten aus, immer mit Hut und weißen, die Unterarme bedeckenden Handschuhen, selten sprach sie jemanden an oder antwortete jemandem. (URZIDIL 1971: 307)

Die titelgebenden Handschuhe verbergen als Dingsymbol Barbaras blau verfärbte Arme vor ihren Mitbürgern und enthüllen vor dem Leser ihre Einsamkeit und Verzweiflung. Sie spricht kaum noch, und wenn, nur den einen stereotypen Satz: „Ich hab’ es ja versucht, aber es ist nicht geglückt“ (URZIDIL 1971: 309). Auf diesbezügliche Fragen geht sie nicht ein – eine traurige, von den anderen Dörflern als närrische, reiche Alte distanzierte Person. Ihr letztes Lebensjahr verbringt sie bei ihrer 1847 geborenen Tochter Therese („Resie“), die im tschechischsprachigen Turnau [Turnov] lebt und mit einem Tschechen verheiratet ist. Resi kümmerte sich um die Mutter keineswegs aus töchterlicher Liebe, vielmehr spekuliert sie auf das nicht unerhebliche Erbe Barbaras, was diese aber durchschaut. So potenziert sich ihre Vereinsamung und Verbitterung, endet ihr Leben in auswegloser Tragik:

So lebte sie nun inmitten der fremden und ihr unverständlichen Sprache, was sie aber wenig störte, denn auch die Sprache ihrer eigenen Landsleute war ihr im Grunde unverständlich geblieben oder geworden. Immerhin lernte sie dennoch sieben tschechische Worte, mit denen sie sich aber ebenso wenig verständlich machen konnte, am wenigsten, als sie starb. Sie lauteten: „Pokusila jsem se, ale nepodařilo se to.“ – Ich hab’ s versucht, aber es ist nicht geglückt. (URZIDIL 1971: 313)

Am 1. August 1900 stirbt Barbara in Turnau, die Sterbematrikel der Pfarrei weist als Todesursache eine Bauchfellentzündung aus.

¹⁴ Solche Dislozierung eines authentischen Sachverhalts in einen gänzlich anderen, von ihm unabhängigen Erzählraum finden wir z.B. auch in Urzidils Erzählung *Das Haus Colonna* (URZIDIL 1966, 267-209, hier 279), wo er von verbotenen Ausgrabungen im süditalienischen Sorrento im Juni 1924 spricht, die er aber tatsächlich in Ostia durchführte, wie aus einem Brief hervorgeht, den Urzidil am 30.12.1951 an Elisabeth Schürer richtete.

III

Betrachtet man Urzidils Erzählung in literaturhistorisch-komparatistischer Perspektive, stößt man unvermeidlich auf die zu höchsten literarischen Ehren gelangte *Babička* (1855, dt. *Großmutter*) der tschechischen Autorin Božena Němcová (vgl. dazu IGGERS 2000: 60-101). Urzidil, Kenner und Liebhaber der tschechischen Literatur war sich zweifellos bewusst, dass jene Großmutter eine konträre Folie seiner eigenen Figur der Barbara Hainl abgibt. Nicht nur Kafka liebte Němcovás *Großmutter*, auch Urzidil selbst weist rühmend auf sie hin (vgl. URZIDIL 1966: 260, URZIDIL 2004: 99; URZIDIL 2005: 101). In seinen Gesprächen mit dem prominenten Publizisten der ersten Republik, Ferdinand Peroutka, führt er aus:

Aber die Großmutter ist im gewissen Sinne auch ein trauriges Buch, dem Leben der Autorin vergleichbar, das eigentlich traurig war, auch wenn ich vor kurzem „Die Großmutter“ wieder mit großer Freude und großem inneren Trost gelesen habe. Weil es mich in die Landschaften meiner frühen Kindheit zurückgeführt hat. (PEROUTKA/URZIDIL 1998: 112)

Es würde den Rahmen unserer Darstellung sprengen, hier eine detaillierte Gegenüberstellung von Němcovás Roman und Urzidils Erzählung vorlegen zu wollen, die ungefähr im selben Zeitraum des 19. Jahrhunderts angesiedelt und teilweise auch vergleichbar sind, was z.B. die Handlungsräume betrifft (Dorf, ländliches Milieu, Standesunterschiede, tschechische und deutsche Einwohner) oder in der Verschränkung biografischer und imaginiertes Erzählelemente. Dass Božena Němcová selbst ursprünglich mit Vornamen Barbara (auch Barbora oder Barunka, Nachname: Pankl bzw. Panklová) hieß, kann man als merkwürdige Koinzidenz notieren.

Zusammenfassend zur Gestalt der *Babička* und ihrer Bedeutung sei nur in Erinnerung gerufen: dank ihrer ausgeprägt mütterlichen Qualitäten schafft sie für sich und ihre Familie Sicherheit in sozial sehr einfachen Verhältnissen; ihre im Einklang mit der Natur sich entfaltende Weisheit verhilft ihr zu deutlichem Urteilsvermögen; in ihrer Güte wird sie von ihrer Familie und Umwelt geachtet und geliebt und stirbt schließlich als glücklicher und freier Mensch verwurzelt in ihrer tschechischen Heimat. Němcová schuf auf hohem literarischem Niveau die lang ersehnte wirkmächtige Metapher vom kulturell-politischen Selbstbewusstsein des tschechischen Volkes und somit ein Denkmal nationaler Identität. Barbara, düstere Schwester der *Babička*, hat hingegen keine Heimat, weder in geografischer noch in psychologischer Hinsicht, sie wandert mit Hansef von Ort zu Ort zukunftslos in stets sich verstärkender Isolierung bis hin zu ihrem gnadenlosen Ende, dem der Erzähler keinen versöhnlichen Aspekt zubilligt – ihre Täterrolle überwiegt deutlich jene des Opfers, das sie auch ist.

So lässt sich *Die Frau mit den Handschuhen* auch lesen als Tragödie von scheiternder Kommunikation auf allen Ebenen: mit dem Ehemann, mit ihrer jeweiligen Umgebung, in ihrem Glauben. Dass sie schließlich nur noch dieses Scheitern verbalisieren kann und dies auch der einzige Satz ist, der ihr in tschechischer Sprache geläufig ist, legt einen weiteren hermeneutischen Schritt nahe. Wenn nicht alles trägt, zieht Urzidil, der sich mit der deutsch-tschechischen Problematik publizistisch unentwegt beschäftigt hatte, jetzt gegen Ende seines Lebens auch eine historische Bilanz zum Zeitpunkt der Entstehung der Erzählung 1969, nach der Katastrophe des Nationalsozialismus, dem Zweiten Weltkrieg und der gewaltsamen Beendigung des deutsch-tschechischen Zusammenlebens. Somit würde der dichterisch gestaltete Lebenslauf von Barbara Urzidil antizipierend zu einer bitteren Metapher der Selbsterstörung deutscher Identität in Böhmen.

Literaturverzeichnis:

- FRÖTSCHL, Oswald (2001): Der Prager Schriftsteller Johannes Urzidil und seine Egerländer Vorfahren. In: Persönlichkeiten des Landkreises Mies und der Stadt Pilsen. Hrsg. v. Johanna Czech. Dinkelsbühl: Heimatkreis Mies-Pilsen. Geschichte, Kultur und Heimatkunde, Bd. 4/3, S. 117-120.
- GENEALOGIE SVEN MÜLLER. URL: <http://www.sven-mueller.info/index.php?page=8> [15. 02. 2008]
- HÄRTLING, Peter (Hrsg.) (1968): Die Väter – Berichte und Geschichten. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- IGGERS, Wilma Abeles (2000): Frauenleben in Prag. Ethnische Vielfalt und kultureller Wandel seit dem 18. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- LERCH, Franz (Hrsg.) (1998): Unsere Heimat. Eine Heimatkunde des Weseritzer Gerichtsbezirks und seiner Randgebiete. Reprint der Ausgabe von 1936. Ulm: Gerhard Hess Reprint.
- MUSEUM JOHANNES URZIDILA. URL: http://johannes-urzidil.cz/muzeum_cz.html [15. 02. 2008]
- PEROUTKA, Ferdinand/ URZIDIL, Johannes (1998): Gespräche im amerikanischen Exil über tschechoslowakische Literatur und Kultur. Anmerkungen von Jaromír Loužil. Übers. v. Michael Berger. In: *brücken*. Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei. N.F. 6, S. 89-132. (Eine erweiterte tschechische Ausgabe, hrsg. v. Jaroslava Jiskrová, Martin Groman u.a., ist 2008 unter dem Titel *O české a německé kultuře* in den Prager Verlagen *Dokořán* und *Máj* als eigenes Buch erschienen.)
- SCHLÖGEL, Karl (2006): Im Raume sehen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt am Main: S. Fischer-Tb 16718.
- URZIDIL, Johannes (1956): Die verlorene Geliebte. München: Langen Müller.
- URZIDIL, Johannes (1962): Das Elefantenblatt. München: Langen Müller.

- URZIDIL, Johannes (1966): Die erbeuteten Frauen. Zürich: Artemis.
- URZIDIL, Johannes (1968): Bist Du es, Ronald? Zürich: Artemis.
- URZIDIL, Johannes (1969): Väterliches aus Prag und Handwerkliches aus New York. Zürich: Artemis.
- URZIDIL, Johannes (1971): Die Frau mit den Handschuhen. In: Ders.: Die Letzte Tombola. Zürich, Stuttgart: Artemis, S. 239-313.
- URZIDIL, Johannes (2004): Da geht Kafka. Nachwort von Herbert Rosendorfer. München: Langen Müller. (Erstausgabe: Zürich: Artemis 1965)
- URZIDIL, Johannes (2005): Johannes Urzidil: Malý průvodce dějinami Čech/ Ein kleiner Begleiter durch die Geschichte Böhmens. Vorw. v. Gerhard Trapp. Anmerkungen und Erklärungen von Robert Sak. Tschechisch-deutsche Ausgabe. Horní Planá: Fraktál. (Erstausgabe unter dem Titel *Die Tschechen und Slowaken*. In: Die Welt der Slawen. Bd. 1. Hrsg. v. Hans Kohn. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1960. Fischer-Bücherei, 340)
- WANKA, Anton (1984): Die Doktor-Bärbel aus Weseritz. In: Heimatbrief für die Bezirke Plan-Weseritz und Tepl-Petschau. Nr. 12, S. 697f. Auch in URL: <http://www.svenmueller.info/G-DoktorBaerbel.pdf> [15.02. 2008]